
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 43. 1899.

Sommerfäden.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Am nächsten Tage sollte das Verlobungsfest stattfinden. Gina saß mit einer Handarbeit für Edith, an der noch die letzten Stiche zu nähen waren, in ihrem stillen Garten an einem versteckten Plätzchen, an das sie sich ganz heimlich, mit einer gewissen Beschämung, geschlichen hatte. Denn hier, in dem Winkel neben dem Pavillon, konnte sie unbemerkt jedem Lachen, jedem Wort der Männerstimme lauschen, die sie nun einmal mit einer so merkwürdigen Gewalt durchrieselte. Das dichte Gesträuch der Hecke, welche die beiden Anwesen trennte, verbarg sie. Sie gestand sich selber, daß es schwach sei, solchen Regungen nachzugeben; aber sie hatte ein unbezwingliches Verlangen, Hans einmal nahe zu sein, ohne ihre Stimmung, ihre Bewegung beherrschen zu müssen. Im Nachbargarten war zur Unterhaltung der Gäste eine Scheibe aufgestellt worden, und es schien vielen Spaß zu machen, wie sich die jungen Damen mit einem kleinen Flaubertgewehr im Schießen versuchten. Die hellen Mädchenstimmen schrien und kicherten und jubelten in lustigem Durcheinander, belachten gegenseitig ihr Ungeschick und bewunderten allgemein die Treffsicherheit ihres Lehrmeisters Hans, der mit drolliger Strenge seine Lektion ertheilte.

„Fräulein Gertrud, wenn Sie Miß Edith anblicken, statt zu zielen, werden Sie natürlich ein halbes Kilometer über die Scheibe hinausschießen.“

Die Prophezeiung schien eingetroffen zu sein. Man klatschte vor Vergnügen.

„Aber meine Damen, Sie müssen, ehe Sie losdrücken, durch das Visir sehen! So!“

Hans Drey hatte jetzt selbst geschossen, denn die jungen Damen jubelten.

„Wieder in's Schwarze! Wieder in's Schwarze! Ja, wer das könnte! Sie sind wirklich ein ausgezeichneter Schütze.“

„Aber ich bitte Sie, auf die Scheibe, die so hübsch still hält, ist das doch kein Kunststück! Warten Sie nur, ich werde mich gleich auch blamiren, wenn ich zum Beispiel den kleinen, frechen Spatz da treffen möchte.“

Er hob das Gewehr und schoß. Ein Kichern folgte. Der Vogel flatterte auf. Aber jählings verstummte das Lachen vor einem Schrei, einem wilden Schmerzensschrei hinter der Hecke.

Entsetzte Augen blickten sich an. Hans warf das Gewehr zu Boden und war mit einem Satze drüben über dem Zaun. Die erschrocken ihm nachblickenden Mädchen sahen ihn plötzlich



Erich v. Drygalski,
der Leiter der geplanten deutschen Südpolarexpedition. (S. 339)

zusammenzucken, schwanken, als wollte er zu Boden stürzen. Und zugleich kam aus dem Grün hervor wieder ein herzzerreißendes Wimmern.

Hans war es in der That ein paar Sekunden lang kaum möglich, sich zu regen vor niederschmetternder Bestürzung. Gina saß vor ihm, schmerzverzerrt, und preßte die Hand auf das blutüberströmte Gesicht.

Dem starken Mann zitterten die Kniee, als er endlich auf sie zu stürzte und sie in seinen Armen auffing, ehe sie ohnmächtig zusammenbrach. Und wie der Bewußtlosen die Hand herabsank, da schrie er heiser auf vor Entsetzen.

Das Auge! Das Auge! Wo das schöne braune Auge geglänzt — eine blutende Wunde!

Momente der Verwirrung folgten. Ein paar Herren waren über den Zaun gesprungen, um Hans beizustehen; die Damen, die den Anblick nicht ertrugen, liefen aufweinend in's Haus. Man rief, man rannte durcheinander; die beiden Villen waren in Aufruhr gerathen. Gina wurde in das Haus getragen. Dann tiefes, ernstes Schweigen. Es war, als wäre plötzlich auf blühendes Land eine vernichtende Lawine herabgestürzt, so jählings hatte sich die lachende, sonnige Stimmung in ein schweres Bangen und Grauen verwandelt.

Hans war ohne Hut aus dem Hause gelaufen und raste auf der sonneglühenden Straße dahin, um den Landarzt zu holen. Er ließ dem Mann nicht Zeit, in einen anderen Rock zu schlüpfen; er hetzte den Keuchenden vor sich her mit seinen um Eile flehenden Worten. Dann lief er in demselben Tempo zur Post, um nach einem Spezialisten in die Stadt zu telegraphiren, und litt alle Martern des Wartens, bis endlich die Rückantwort eintraf, die dessen Ankunft mit dem nächsten Zuge versprach.

Dem guten Landarzte, der bisher ein beliebter Gegenstand für des jungen Mannes witzige Zunge gewesen, schaute er nun wie einem ernsten Urtheilsverkünder in das breite, rothe Gesicht. Aber es war wenig aus ihm herauszubringen.

„Ein trauriger Fall! Ein trauriger Fall!“ sagte er nur. „Ja, ja, mit Schießwaffen kann man gar nicht vorsichtig genug sein.“

Hans meinte zu verzweifeln, bis endlich der Augenarzt aus der Stadt ankam. Wie ein Wachtposten stand er unten vor dem Hause und schaute hinauf zu dem verdunkelten Zimmer

und zerwirbelte seinen Bart und schlug sich manchmal vor die Stirn und seufzte dann wieder schwer auf in der peinigenden Ungeduld, die Entscheidung zu erfahren, die dort oben fiel.

In sein lustiges Leben war zum ersten Male ein tiefer Ernst hereingebrochen; zum ersten Male hatte ein böses Verhängniß seine Hand geleitet, die bisher Glück gehabt hatte in Allem, was sie ergriffen und gethan.

Endlich, nach einer bangen, schweren Stunde, kam der Arzt herab, geleitet von Frau Hauberg, deren verstörtes, verweintes Gesicht Hans einen Moment mit bitterer Beschämung erblickte. Wie viel Leid hatte er über diese Familie gebracht! Wie schuldig mußte er sich fühlen! Und doch war seine Schuld an dem Vorfall eigentlich eine so geringe. Wie viel leichtsinniger, wie viel schlimmer hatte er hundert Male in seinem Leben gehandelt, ohne nur die geringste Strafe dafür zu zahlen!

Er war ganz wirr im Kopf von dem quälenden Denken und Räthseln über die Tücke des Schicksals, als er auf den Arzt zutrat und hervorstieß: „Wie steht's, Herr Doktor? Ist das Auge verloren?"

Ein Achselzucken, ein mitleidiger Blick wurden ihm zur Antwort.

„Ja und nein," sagte dann die verschleierte Stimme des berühmten Spezialisten. „Die Sehkraft ist unwiederbringlich dahin. Aber ich hoffe, das Auge zu retten. Es hätte noch weit schlimmer ausfallen können, lieber Herr Drey."

4.

Wochen vergingen. Die Verlobung war in aller Stille gefeiert worden; man hatte die Musik und alles Festgepränge abbestellt. Das Zimmer mit den dunklen Vorhängen, die so fest verschlossen blieben, wirkte wie ein ernster Schatten auch auf die Nachbarvilla. Die Geheimräthin kam jeden Tag, um sich nach Gina's Befinden zu erkundigen, und war unermüdlich in Aufmerksamkeiten. Edith brachte jeden Morgen Blumen. Der Freiherr v. Welser, der bei seiner Wiederkehr die Nachricht mit größter Erschütterung vernommen hatte, schickte täglich einen prachtvollen Strauß. Von der üppigen Hochsommerschönheit genoß die arme Kranke in ihrem dunklen Zimmer nur den süßen Rosenduft. Sie hatte freilich Stunden, in welchen dieser wunderbare Hauch, der durch ihr Gemach wehte, ihr eine unerträgliche Wehmuth erweckte.

In den ersten Tagen hatte sie zu viel Schmerzen gelitten, um für seelisches Leid klare Empfindung zu haben. Dann, als die Wunde heilte, konnte sie sich erst wieder auf ihre Umgebung besinnen und sich bemühen, den Eltern die traurige Pflege zu erleichtern. Sie wußte ja, wie entsetzlich für die Beiden die einsamen Mahlzeiten sein mußten; sie hörte es aus der Stimme ihres Vaters, wie schwer er litt. Zuweilen wollte es ihr freilich scheinen, als wäre in dem Verhältniß der beiden ihr so nahe stehenden Menschen durch das gemeinsame Unglück, das sie getroffen, eine Wandlung eingetreten, als vermieden sie nicht mehr wie bisher jedes überflüssige Wort, es klänge der Ton, mit dem die Mutter sprach, nicht mehr ganz so herb und gleichgiltig wie sonst. Dann trug sie, auf Momente wenigstens, das Dunkel um sich her mit größerer Gelassenheit in der freudigen Hoffnung, daß sich die heilige Mission der Versöhnung, die sie sich gelobt, schon jetzt erfülle — anders freilich, als sie geglaubt. Auf Stunden konnte sie dann in einer großen Entsagungsstimmung Frieden finden und sich sagen, daß sie für das Glück der Eltern gerne ihr Auge opfern wolle.

Aber sie war nicht immer so ergeben in ihr Geschick. In der Finsterniß um sie her, in der endlosen Einsamkeit und Ruhe, in die das Rauschen der Bäume, das Plätschern der Wellen hereindrang, empfand sie zuweilen einen Durst nach Liebe, nach Glück, der sie ganz zermarterte. Und dabei das grausame Bewußtsein: Vorbei! Vorbei für immer! Sie war eine Gezeichnete, eine halb Blinde, ein freudloser Anblick ihr Leben lang! Sie würde nie von ihm geliebt werden, nie!

Dann packte sie wohl eine wilde Empörung gegen ihn, der ihr das gethan, der ihr die Ruhe geraubt und nun auch noch ein Brandmal in das Gesicht gedrückt. Sie wußte ja, daß er im Grunde schuldlos war; aber es gab doch Momente, in welchen sie ihn hassen konnte, in welchen sie in ihre Kissen hineinstöhnte: „Hätte er mich doch todt geschossen! In's Herz — nicht in's Auge!" — —

Einstweilen verbrachte auch Hans recht ernste Wochen. Er, der sonst die Einsamkeit auf der Villa nicht liebte, war nun froh, als sämmtliche Gäste das Haus verlassen hatten, und bat seine Mutter dringend, ihm alle weiteren Besuche zu ersparen. Er segelte stundenlang auf dem See umher, oder saß im Garten und rauchte eine Cigarre nach der anderen, stumm, ernst, Gedanken hin und her wälzend. Er war so gründlich verwandelt, daß die Geheimräthin zuweilen ein tröstendes Wort versuchte.

Er dürfe sich einen Zufall nicht so schlimm anrechnen. Worin denn eigentlich sein Unrecht bestehe?

„Hätte ich nicht geschossen, so hätte die arme Gina ihre beiden Augen noch. Die Thatsache steht nun einmal unabänderlich fest. Bedenke, Mutter: das Auge! Wie kann man einen solchen Verlust für das ganze Leben wieder gut machen?"

Und die Geheimräthin seufzte tief auf. Sie ahnte, was nun kommen würde. In ihrem Mutterstolz aber meinte sie, für das Glück, ihren Liebling Hans zu besitzen, könne sich ein Mädchen wohl ein Auge kosten lassen.

Es begann schon leise zu herbsteln, als Gina zum ersten Male wieder in's Freie durfte. An dem wilden Wein, der die Veranda umrankte, hingen die ersten rothen Blätter. Die Berge waren klar und frei, näher und schärfer in ihren Linien als im Hochsommer. O, wie sie sie grüßte, diese alten, lieben, wohlbekannten Gipfel! Wie der schöne Ostwind, der ihr nun die Wangen strich, ihr wohlthat nach der langen Zimmerhaft! Wie sie dem leisen Anschlagen des Wassers an die Ufersteine lauschte! In der ersten Stunde hatte sie nur ein Gefühl des Glücks, wieder zu athmen in freier Luft, wieder zu schauen.

Man hatte das Wohngemach in einen wahren Blumengarten verwandelt; von allen Seiten waren Briefe, Geschenke gekommen, und doch bangte ihr in peinlicher Scheu vor der Begegnung mit Menschen, vor den mitleidigen Blicken, die nun Alle auf ihr Gesicht werfen würden.

Lange, lange hatte sie vor dem Spiegel gesessen, als die Binde entfernt worden war. Im ersten Moment, vor dem sie sich so unsäglich gefürchtet, hatte sie wohl erleichtert aufgeathmet. Sie war nicht so entstellt, als sie geglaubt hatte. In dem kranken Auge saß ein kleiner weißer Fleck; wie ein Schleier zog sich's über die Pupille. Aber in einiger Entfernung war die Veränderung kaum bemerkbar. Ihre langen Wimpern waren geblieben und verhüllten ein wenig die traurige Narbe. Aber dann, nach der kurzen befreienden Empfindung, dachte sie wieder an ihn, der ein so warmer Freund der Schönheit war, und der ihr ihr bischen Schönheit zerstört hatte und nun gewiß hoffnungslos für sie verloren war. Nur die Rücksicht auf den Vater, der ihr so gealtert, so schmerzbedrückt erschien, seit sie ihn nicht mehr gesehen, der sich ihr Unglück so tief zu Herzen nahm, gab ihr die Kraft, ihre Thränen zurückzudrängen.

Seit sie der Pflege nicht mehr bedurfte, gingen die Eltern wieder fremd und einsilbig aneinander vorüber. Auch das machte sie traurig. —

Edith kam zuerst, um die Freundin zu umarmen. Sie fand Gina so interessant in ihrer Blässe, versicherte ihr mit ihrer lebhaften Offenheit, sie sei hübscher, noch viel hübscher geworden, und half ihr auch über das Wiedersehen mit der Geheimräthin hinweg, die bei allem Bemühen, liebenswürdig zu sein, eine innerliche Verstimmung nicht zu verbergen vermochte.

Aber Gina fühlte nur die beklemmende Unruhe vor dem ersten Besuch, den Hans ihr machen würde, vor dieser ersten Begegnung, die doch unvermeidlich war.

Doch so sehr sie sich vor der Stunde gefürchtet, sie war ruhiger und gefaßter als er, als er dann endlich mit einem Strauß rother Rosen in der Hand zu ihr trat. Sie hatte ihn nie so verlegen, so ernst gesehen.

„Das waren Wochen! furchtbare Wochen!" sagte er. „Gott sei Dank, daß Sie endlich aus der Gefangenschaft des dunklen Zimmers entlassen sind, das ich Tag und Nacht vor mir sah wie einen ewigen Vorwurf!"

Zögernd, ängstlich schaute er ihr dann in das Gesicht, in das Auge, das sie zuerst unwillkürlich gesenkt hatte. Sie fühlte, ihm that der Anblick weh.

„Sie sehen aber doch, Gina, sehen wie zuvor?" frug er mit einem Seufzer.

„Ja, gewiß," versicherte sie. Aber sein Erschrecken, sein Mitleid wühlten doch erst recht den Jammer in ihr auf.

„Werden Sie mir je verzeihen können, was ich Ihnen gethan?" rief er, ihr traurig die Hand entgegenstreckend wie ein Bittender.

Ach, ihr Groll gegen ihn war vor diesem Ton, war schon vor seiner Nähe verschwunden, wie fortgehaucht.

Sie nickte.

„Es war ein böses Verhängniß, Herr Drey. Ich habe kein Recht, Ihnen eine Schuld beizumessen."

Aber er blieb düster, befangen und wortkarg und empfahl sich dann mit einer so wunderlichen Hast, mit einer in so feierlichem Ton vorgetragenen Bitte, morgen wieder kommen zu dürfen, daß sie ihm ganz befremdet nachblickte.

Er war so ganz und gar nicht mehr der lachende, selbstbewußte, frohe Mensch von ehedem.

Am anderen Morgen, als er wieder bei ihr saß, war's genau dasselbe. Es wollte kein rechtes Gespräch in Fluß kommen. Er starrte sie nur immer traurig an, wie kämpfend um Worte, wie bedrückt von einem Gedanken, der ihn zerstreut machte, und den er doch nicht aussprach.

Als er das nächste Mal in den Garten trat, saß sie auf ihrer Lieblingsbank am Seeufer. Er nahm neben ihr Platz mit derselben melancholischen Miene, wie all' die Tage, und erkundigte sich in dem scheuen, zerknirschten Ton, den er sich ihr gegenüber angewöhnt hatte, aus dem so viel Selbstvorwürfe herausklangen, nach ihrem Befinden.

Sie fühlte sich in der Stunde, inmitten der leuchtenden Schönheit um sich her, stark genug, um mit einem heiteren Lächeln zu sagen:

„Lieber Herr Drey, bitte, lassen Sie es nun genug sein an Mitleid und Reue. Wenn ich Sie entsühnen kann, ich thue es wahrlich von ganzem Herzen. Seien Sie doch wieder lustig! Ihre Mutter behauptet, Sie hätten allen Humor verloren. Ich bitte Sie! Um eines traurigen Zufalls willen darf man doch nicht zum Melancholiker werden!"

Sie hatte ihm die Hand gereicht, die er nahm und herzlich drückte.

„Sie sind ein herrliches Mädchen, Gina!“ erwiederte er mit warmer Empfindung. „Ich habe Ihnen das schon einmal gesagt und muß es wiederholen. Aber sehen Sie, gerade weil Sie ein so blühendes, kraftvolles Wesen waren, gerade weil Sie mir immer als eine Verkörperung von Gesundheit und Frische erschienen sind, komme ich nicht darüber hinweg. Ich vergebe mir's nicht, daß Sie um meines Leichtsinns willen Schmerzen erdulden mußten, daß — daß ich Ihnen zerstört habe, was ich Ihnen nicht wiederzugeben vermag.“

Er schaute eine Weile schweigend in das leise Auf- und Abfluthen der Wellen. Dann faßte er wieder ihre auf dem Kleide ruhende Hand und fuhr fort, langsam, wie suchend nach dem rechten Wort:

„Geben Sie mir das Recht, Gina, Ihnen nahe zu bleiben — immer, recht, recht gut mit Ihnen zu sein, ein ganzes Leben lang. Meine Augen sollen Ihnen gehören; der ganze Mensch, meine ganze Zukunft. Ich finde meine Ruhe nicht wieder, wenn ich nicht Alles thun darf, um Sie glücklich zu machen, wenn ich Sie nicht täglich, stündlich fragen kann, ob Sie mir vergeben haben.“

Gina's Hand zitterte leise in der seinen. Sie hielt die Augen gesenkt. Im ersten Moment wirkte seine Bitte fast lähmend, wie ein jäher Schrecken auf sie, so unerwartet, so unvorhergesehen kam diese Lösung für ihre arme Seele, die nur Dunkel, nur Ernst, nur Entsagung in der Zukunft gesehen hatte. Dann, als sie erst so recht begriff, daß alles Glück, das sie ersehnt, sich erfüllen sollte, da hätte sie jauchzen und weinen mögen zugleich vor übermäßiger Erschütterung. Nur eines Wortes, nur eines einzigen Herzenstones, nur eines Blickes hätte es bedurft, und das Jauchzen trat ihr auf die Lippen, und sie sagte ihm jubelnd, schluchzend, daß Alles, was für sie an Erdenwonne möglich sei, in dem Gedanken liege, sein Weib zu werden.

Aber er harrte schweigend ihrer Antwort, ohne jene Bewegung in der Stimme, in der Haltung, der sie nicht zu widerstehen vermocht hätte.

Und wie sie nun den Kopf emporhob und ihn vor sich sah, ernst, mit der strengen Falte auf der Stirne, ohne Lächeln, ohne ein Aufleuchten in den Augen, da erwachte sie jählings aus ihrem kurzen Freudentaumel.

Das war nicht die Miene eines Mannes, der um ein Mädchen warb, das er zu seinem Glücke bedurfte. Er saß vor ihr wie ein Schuldner, der eine Sühne anbietet, wie ein Schwergeprüfter, der eine Pflicht erfüllen will, der sich zu einem unabwendbaren Opfer entschlossen hat.

Nun, da sie sich seiner Kälte bewußt war, empörte sich ihr Stolz gegen seinen Antrag. Was gab ihm das Recht, mit solcher Sicherheit vorauszusetzen, daß ihr die Zukunft an seiner Seite Glück bedeute, daß in seiner Hand ein Ersatz für sie liege, den sie ihm danken müßte, als wäre er allein der Gebende, als hätte er nichts zurückzuempfangen, wenn sie ihm zu eigen würde?

O, er kannte sie doch sehr wenig, wenn er glaubte, daß sie je ein Gnadengeschenk von ihm annehmen, je eine solche Großmuth sich bieten lassen würde!

Hier gab es keine Erwägung, kein Besinnen für sie. Ihr ganzes Wesen sprach ein zu klares, zweifelloses „Nein“. Es galt nur einen Kampf mit ihrer Erregung, die sie ihm verbergen mußte. Sie wollte ruhig scheinen, wie er ruhig war.

„Nun haben Sie Alles gethan, Herr Drey, was ein Mann zu thun vermag,“ sagte sie, und im Anfang zitterte durch ihre Stimme ein herber, scharfer Klang, den sie allmälig erst zu mildern vermochte. „Sie haben mir die weittragendste Genugthuung gegeben, die ein Mädchen fordern könnte, wenn sie überhaupt etwas zu fordern wünschte. Aber damit ist nun wirklich auch genug geschehen. Nun dürfen Sie sich befreit fühlen von jeder Verantwortung. Wir sind quitt — auch wenn ich Ihnen von Herzen für Ihr Anerbieten danke.“

„Sie weisen mich zurück, Gina?“ frug er, nicht ohne eine gewisse Ueberraschung und Gereiztheit. „Darf ich den Grund nicht wissen?“

„Den Grund? O, Sie sehen ihn wohl selber sehr klar, Herr Drey. Weil eine Ehe nicht zusammengeführt werden soll durch einen traurigen Zufall. Ohne diesen Zufall wären wir Freunde gewesen wie bisher. Und Freunde wollen wir auch bleiben, nicht wahr? Nehmen Sie nochmals meinen Dank für Ihre Worte und lassen Sie uns wieder in das alte Geleise zurückkehren und diese Stunde vergessen.“

Er zog ihre Hand an die Lippen und verbeugte sich; dann ging er, ohne ein weiteres Wort zu erwiedern. Wie sie seinen Schritt durch den Garten knirschen hörte, ihm nachblickte, sich sagte, daß er sie gekränkt verließ, daß nun Alles, Alles zwischen ihnen zu Ende war, daß sie selbst den zarten Faden hatte entzwei schneiden müssen — da trat eine letzte Versuchung an sie heran, als müßte sie aufschreien: „Hans, geliebter Hans!“

Sie klammerte sich an die Lehne der Bank; sie starrte mit fest aufeinander gepreßten Lippen in das Sonnengefunkel, bis sie nur noch einen Nebel vor den Augen sah. Dann flüchtete sie in das Haus, in ihr einsames Zimmer, verriegelte die Thür und gab sich dem Jammer hin, der tiefen Schwäche, die auf den Kraftaufwand dieser letzten Augenblicke folgen mußte. Nun erst fühlte sie, was sie ihr gekostet hatten.

War's nicht, als ersinne er mit teuflischer Grausamkeit immer wieder neue, schlimmere Martern, um sie zu quälen? Diese Entscheidung, die er ihr zugemuthet! Diese Werbung! O, wenn sie an sein Gesicht dachte, an den ruhig erwartungsvollen, den fast ängstlich gespannten Ausdruck, mit dem er vor ihr gesessen hatte, dann mußte sie die Hände ballen vor Zorn und zugleich aufstöhnen vor Schmerz. Warum hatte er sie nicht in die Arme genommen und statt aller Worte ihren Mund mit Küssen bedeckt, so wie in dem einen kurzen Augenblick, da er sie wirklich begehrt hatte?

Vorüber! Vorüber! Dem Glück ihres Lebens hatte sie selber den Todesstoß gegeben.

Hans hatte mit einer heftigen Bewegung sein Boot vom Ufer gestoßen und war in den See hinausgefahren. Er wollte keinem Menschen in die Augen sehen, am wenigsten seiner Mutter. Es war ein ganz wunderliches Gemisch von Empfindungen, mit denen er am Steuer saß und sich von der leichten Brise hinaustreiben ließ.

Er sagte sich, daß er sich nun freier fühlen dürfe als seit langen, langen Wochen, daß er einen Alp abschütteln könne, der auf ihm gelastet hatte; und doch lag auf seiner Brust ein Druck, den er nicht los wurde, prickelte ihm ein Unbehagen, eine zornige Gekränktheit durch alle Nerven. Abgewiesen! Es war doch ein peinlicher, beschämender Eindruck, auf den er nicht gefaßt gewesen war. Er kam sich vor wie ein eitler Narr. Er hatte seit jener Fahrt im Sturm, seit jenem Kuß im Abenddunkel die heimliche Ueberzeugung gehabt, Gina sei ihm gut. Und daß Mädchen nach der Ehe trachten, das war ihm nicht blos von seiner Mutter, von seinen Bekannten häufig genug versichert worden, er hatte in diesem Punkte auch seine eigenen Erfahrungen gesammelt. Aber kurzweg, ohne Zögern, knapp und klar hatte sie „Nein“ gesagt. Ein merkwürdiges Mädchen, diese Gina!

So stolz hatte sie ausgesehen, daß er über dem Ausdruck ihres Gesichtes das entstellte Auge nicht mehr bemerkte, von dem er doch beim ersten Anblick so schmerzlich erschüttert worden. Er war im Groll von ihr fort, und doch hatte sie ihm eine ganz verblüffende Hochachtung abgezwungen.

Aber sie hatte Recht: nun durfte er endlich wieder den Kopf emporheben. Es war ja nicht seine Schuld, wenn sie seine Sühne verschmähte. Mehr kann ein Mensch nicht geben, als sich selber. Er hatte sich in der That diesen Entschluß hart genug abringen müssen. Der Gedanke an eine Heirath war ihm niemals nahegetreten. Er kannte nur flüchtige, leichte, lustige Liebe. Philisterhafte Langeweile, Kindersorgen, häusliche Engherzigkeit, das schwebte ihm Alles recht trübselig vor Augen, wenn er sich je ein Bild von der Ehe ausmalte. Seine verheiratheten Freunde hatten ihm stets den Eindruck gemacht, als laste ein beständiger Druck auf ihnen. Dazu kam noch das Widerstreben seiner Natur gegen jeden Zwang. Zum ersten Male in seinem Leben sollte er sich den Verhältnissen unterwerfen, von dem Geschick zu einem Schritte gedrängt werden, den nicht sein freier Wille beschlossen.

Dennoch hatten Interesse und Mitleid für die arme Gina, hatten seine Gewissensbisse über jedes Bedenken gesiegt. Und nun, nachdem er sich wochenlang mühsam zu dem Ernst und der Biederkeit heranerzogen hatte, die einem Verlobten, die einem zukünftigen Ehemann ziemen, nun erschien es ihm ganz seltsam, daß er seine alte, liebe Freiheit wieder besaß; daß er alle die lustigen Beziehungen wieder anknüpfen konnte, die er im Stich gelassen. Er hatte sich seines leichtfertigen Gedankengangs ganz entwöhnt in dem erschütternden Ernst dieser Sommerwochen. (Fortsetzung folgt.)

Erich v. Drygalski, der Leiter der geplanten deutschen Südpolarexpedition.

(Mit Porträt auf Seite 337.)

Das Zustandekommen einer deutschen Südpolarexpedition ist nunmehr gesichert und an die Spitze des Unternehmens der außerordentliche Professor der Geographie an der Berliner Universität Dr. Erich v. Drygalski (siehe das Porträt auf S. 337) gestellt worden. Zu Königsberg i. Pr. am 9. Februar 1865 geboren, studirte er seit 1884 Naturwissenschaften in Königsberg, Bonn, Leipzig und Berlin. 1888 wurde er in der Reichshauptstadt Assistent des Geodätischen Instituts und betheiligte sich von 1891 bis 1893 an der von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde veranstalteten wissenschaftlichen Expedition nach Grönland. Nachdem diese am 27. August 1893 Grönland verlassen hatte, langte sie am 19. Oktober wieder in Kopenhagen an mit einer Reihe wichtiger Aufschlüsse über die Bewegungserscheinungen des Inlandeises u. s. w. Vor wenigen Monaten wurde v. Drygalski, nachdem er sich kurz vorher an der Berliner Universität als Privatdozent für Geographie niedergelassen hatte, zum außerordentlichen Professor ernannt. Die königliche Geographische Gesellschaft in Kopenhagen hat ihm das Diplom als Ehrenmitglied übersandt. Die von ihm zu leitende Expedition wird mit einem Schiffe im Jahre 1901 Deutschland verlassen, um von den Kerguelen-Inseln aus in das Südpolargebiet vorzudringen.

Exerzitien der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika.

(Mit Bild auf Seite 340.)

Sämmtliche Gemeine, der größte Theil der Unteroffiziere, sowie auch ein Theil der Offiziere bei der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika sind Schwarze, während die übrigen Unteroffiziere und Offiziere aus Deutschland hinkommandirt sind und früher dem deutschen Heere angehört haben. Ganz wie in deut-

schen Kasernen findet in den Stationen ein streng geregelter Tagesdienst statt, der in der Morgenfrühe mit dem Appell und der Revision der Anzüge beginnt. Dann finden entweder Schießübungen auf dem vor der Station gelegenen Schießstande statt oder die Compagnie tritt zum Exerziren im Stationshofe an. Zuerst ist Detailexerziren, dann nimmt der weiße Offizier die ganze Compagnie zusammen und macht mit ihr die Compagnieschule durch (siehe das untenstehende Bild). Nach dem Exerziren haben die Mannschaften eine Zeitlang Pause. Hierauf geht es an die täglichen Arbeiten, die im Bauen von Häusern, im Ausbessern der Festungswerke, im Sammeln von Bauholz und in Herstellung von allerlei Vorräthen und Utensilien bestehen.

Heimweh.

(Mit Bild auf Seite 341.)

Italien sendet jährlich viele Tausende seiner Angehörigen in die Fremde, um dort das zu suchen, was das Vaterland ihnen nicht bieten kann: das tägliche Brod. Eine eigene Gattung unter ihnen bilden die Musikanten, welche truppweise unter Leitung eines Unternehmers nach dem Norden gehen, meist musikalische Kinder. Der Unternehmer wohnt in einer großen Stadt, schießt den Armen das Reisegeld vor, gibt ihnen Musikunterricht und sendet sie dann in die Straßen, ihr Handwerk zu üben. Unser Bild auf S. 341 zeigt ein solches jugendliches Paar in London; die Beiden, wohl Geschwister, befinden sich auf einem Bahnhofe der reichen, von Kohlendunst verfinsterten Riesenstadt. Dort fällt ihr Blick auf die Ankündigung eines Reisebureaus, in der das Wort „Italy“ (Italien) scharf hervortritt. Dieses Wort erweckt trübe Empfindungen in ihnen, denn es gemahnt sie daran, wie weit sie von ihrer schönen Heimath entfernt sind. Sie denken an ihre weißschimmernden Dörfer mit den Citronen- und Orangenpflanzungen und an den tiefblauen Himmel darüber, von dem die Sonne so heiter lacht. Hier dagegen sieht man das Blau des Himmels kaum jemals; er ist umflort, grau, kalt und unfreundlich. Das Herz wird ihnen schwer, und bitterer Kummer erfüllt ihre Brust, die von heißem Heimweh bedrückt ist.



Exerzitien der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Nach einer photographischen Originalaufnahme. (S. 339)

Der Steinfischer.

Erzählung vom Strande der Ostsee.

Von **Val. Fern.**

Peter Reimers hatte als Matrose seine Pflichtzeit in der deutschen Marine abgedient. Zuletzt war er in Ostasien auf einem Kanonenboot gewesen, dann abgelöst und entlassen worden. Nach der Ankunft in Kiel suchte er an der schönen Ostseebucht sogleich sein nahes Heimathsdorf am Strande auf, wohin Sehnsucht und Liebe ihn trieben, denn er hatte dort seine alte gute Großmutter und seine Braut zurückgelassen. Seine Eltern — wackere Fischersleute — waren schon vor Jahren gestorben.

Die Braut hieß Katharine und war die Tochter des Steinfischers Klaus Jürgens, der auch zwei schon erwachsene Söhne hatte, Detlev und Hans, die ihm beim Geschäft halfen. Detlev war bei der Marine Torpeder gewesen, das heißt, er hatte auf einem Torpedoboot seiner Dienstpflicht genügt.

Groß und herzlich war an dem schönen Sommertage die Freude, als Peter zu Klaus Jürgens und dessen Angehörigen in's Haus kam.



Heimweh. (S. 340)

Als Geschenk für seine Braut hatte er allerlei zierliche chinesische und japanische Sächelchen mitgebracht, welche gebührend bewundert wurden.

„Und was denn nun, Peter?" fragte Katharine. „Was gedenkst Du jetzt anzufangen?"

„Nun wollen wir bald Hochzeit machen, mein Schatz," versetzte der junge Seemann.

„Und dann willst Du wieder fort zur See als Matrose? Vielleicht auf ein Jahr oder sogar auf noch längere Zeit? Nein, damit bin ich durchaus nicht einverstanden. Denn was nützt mir ein Mann, wenn er zweitausend Meilen fern von mir ist? Nein, Peter, daraus wird nichts."

„Recht hat das Mädel," sagte der alte Jürgens. „Bleib' daheim, Peter, und werde Fischer!"

„Ich hätte lieber Lust zur Fischräucherei, wovon ich schon Allerlei verstehe," sagte Peter. „Doch dazu gehört ein kleines Kapital. Und das müßte ich erst beschaffen; ich weiß aber nicht, woher."

„Vielleicht kannst Du später Fischräucherer werden," meinte Katharine. „Vorläufig ist daran leider nicht zu denken. Einstweilen werde also Steinfischer! Fahre mit dem Vater und meinen Brüdern einmal hinaus, um zu versuchen, ob Dir solche Art von Beschäftigung gefällt."

„Wohlan, es sei!" rief Peter entschlossen. „Wann fährst Du aus, Vater Klaus?"

„Morgen früh um sechs Uhr."

„So fahre ich also mit. Es soll mein erster Versuch sein, eine Probe, ob ich tauglich bin zur Steinfischerei oder nicht. Geht Alles gut, und sagt mir das Geschäft zu, so bleibe ich Steinfischer und heirathe die Katharine. Abgemacht!"

Auch Katharine's Mutter, Frau Martha, lobte diesen Entschluß, denn unter solchen Umständen konnte Peter doch bald daran denken, fröhliche Hochzeit mit ihrer Tochter zu feiern. Das lange Hoffen und Harren taugte nach ihrer verständigen Meinung nicht viel. „Nicht so lange gelauert, weil man sonst gar leicht versauert!" Das war ihr Wahlspruch. —

Am anderen Morgen in der Frühe fuhr Peter Reimers mit Klaus Jürgens und dessen Söhnen wohlgemuth auf Arbeit aus.

Die Steinfischerei an der Ostseeküste wird mit kleinen, aber sehr stark gebauten Fahrzeugen betrieben, welche vier bis fünf Mann Besatzung haben. Es werden vom Meeresboden darin eingebettete Granitblöcke bis zu mehreren tausend Kilo Gewicht heraufgeholt, die mannigfache Verwendung finden, zumeist als Bausteine, die besten und schönsten auch wohl als Grabsteine, Treppenstufen und dergleichen mehr. Der Hauptapparat bei dieser ganz eigenartigen Fischerei ist eine große eiserne, scheerenähnliche Greifzange, welche, wenn sie geöffnet in die Tiefe gesenkt ist, beim Wiederanziehen des Taues zuschnappt, den Stein umklammert und ihn festhält, so daß derselbe emporgezogen werden kann.

Reichlich eine Stunde lang fuhren sie langsam an der Küste hin, bis sie einen für ihren Zweck geeigneten — also steinreichen — Seegrund erreichten. Das Wetter war prachtvoll. Tiefblau war der Himmel, kein Wölkchen zu sehen.

Die nöthigen Vorbereitungen zur Arbeit waren bald getroffen. Ein großes Segel wurde an einer Stange befestigt und seitlich über Bord quer ausgeschwungen, so daß es eine Art Sonnendach bildete, dessen Schatten auf's Wasser fiel. Auf solche Weise konnte man besser durch die grünliche klare Fluth auf den Meeresgrund hinabspähen. Die Tiefe war hier nicht bedeutend.

Klaus Jürgens und Peter Reimers neigten sich unter dem Schattensegel weit über Bord und schauten angestrengt hinab.

„Da liegt ein Stein," sagte der Erstere plötzlich. „Kannst Du ihn sehen?"

„Du meinst vielleicht den schwärzlichen Klumpen da unten?"

„Jawohl, das ist ein Stein."

Der Apparat wurde in Thätigkeit gesetzt. Klaus Jürgens bewegte die Taue der in's Wasser gesenkten großen offenen Greifzange so geschickt, daß letztere genau über den Stein kam, wo er sie zuschnappen ließ.

„So, der ist gefaßt. An die Winde, Hans! Ihr Anderen an das zweite Ziehtau! Nun alle Mann!"

„Ahoiho! Ho—ho—hoiho!"

Die Drehwinde knarrte, die Flaschenzugsblockrollen, um welche die Ziehtaue liefen, kreischten. Langsam kam der Stein empor. Endlich tauchte er triefend aus der Fluth.

„Da ist er! Nun herüber damit — über die Luke!"

Der Steinblock — er war zum Theil mit Seepflanzen bewachsen, und es hafteten auch einige Muscheln und Seesterne daran — wurde in den Raum hinabgelassen. Da an dieser Stelle keine Steine mehr zu sehen waren, so wurde das Fahrzeug langsam weiter gesteuert in etwas tieferes Wasser.

Klaus Jürgens und Peter schauten unter dem Schattensegel wieder hinab in die grüne Fluth.

„Da liegt etwas!" rief Letzterer nach einer Weile.

„Wo?" fragte sein zukünftiger Schwiegervater.

„Da, links."

„Ich sehe gar nichts. Das Wasser ist hier zu tief."

„Nein, wir können das da sicherlich leicht heraufholen. Ich weiß freilich nicht recht, ob es ein Stein ist."

„Was könnte es denn sonst sein?"

„Hm — es ist so ein länglicher Gegenstand. Nahe dabei liegt auch noch etwas Kleineres. Das sehe ich aber nur ganz undeutlich."

„Stopp!" gebot der alte Steinfischer.

Das Fahrzeug wurde beigedreht, und die Segel eingezogen, um es an dieser Stelle verweilen zu lassen. Detlev und Hans schauten nun auch in die Tiefe; sie erklärten aber, daß sie nicht das sehen könnten, was Peter gesehen haben wollte.

„Dann habe ich bessere Augen für das Geschäft als ihr Drei," sagte lachend der junge Seemann.

„Wie lang ist's denn?" fragte Detlev.

„Vier bis fünf Fuß ungefähr."

„Und wie dick?"

„Nicht ganz so dick wie Du."

„Alle Wetter! Das bringt mich auf eine Vermuthung. Vielleicht ist's ein verlorener Torpedo."

„Wahrhaftig!" rief zustimmend Klaus Jürgens. „Das könnte wohl sein."

„Vor reichlich einem Jahre war hier an der Küste ein Uebungsmanöver der Torpedoboote," fuhr der ehemalige Torpeder fort. „Es wurden Torpedos abgeschossen auf über- und unterseeische schwimmende Zielscheiben. Damals wurde nachher auch angezeigt, daß ein Bronzetorpedo verloren worden sei. Und aufgefunden hat man ihn nicht, so viel ich weiß. Wenn er's ist, so wollen wir's versuchen, ihn heraufzubringen. Bei dem Geschäft sind hundert Mark zu verdienen."

Klaus Jürgens nickte zustimmend. Er wußte, bei den Torpedoübungen in der Kieler, der Eckernförder oder der Flensburger Bucht gehen zuweilen Torpedos verloren. Dann erscheinen amtliche Bekanntmachungen in den Zeitungen der betreffenden Hafenstadt. Das Kommando der Torpedobootsdivision erbietet sich, Demjenigen, der den verlorenen Bronzetorpedo auffindet und abliefert, innerhalb der ersten acht Tage nach erfolgter Bekanntmachung eine Belohnung von zweihundert Mark zu zahlen. Nach Verlauf von weiteren drei Wochen werden hundertfünfzig Mark gezahlt, endlich in späterer Zeit nur noch hundert Mark.

In dem vorliegenden Falle — wenn nämlich der Gegenstand drunten wirklich ein Torpedo war — konnte es sich also nur um die Summe von hundert Mark handeln.

Die große Greifzange wurde hinabgelassen. Peter Reimers lenkte dieselbe. Nach mehreren mißlungenen Versuchen gelang es ihm, den Gegenstand festzuhalten. Dann wurde derselbe emporgezogen bis zu etwa Zweidrittelhöhe des Wassers.

Da rief Detlev: „Stopp!"

„Warum?" fragte sein Vater.

„Ich denke, es wird gut sein, wenn ich zuerst einmal das Ding aufmerksam betrachte, ob's auch wirklich ein Torpedo ist. Als ehemaliger Torpeder verstehe ich mich ja darauf. Wir müssen nämlich recht vorsichtig sein beim Anbordbringen, wenn's ein Torpedo ist. Ist das Ding geladen und bekommt's an der richtigen Stelle einen tüchtigen Stoß, so kann's geschehen, daß es losknallt. Dann prasseln wir Alle zusammen mit unserem Fahrzeug in die Luft."

Detlev schaute unter dem Schattensegel in's Wasser und musterte prüfend den von der Greifzange umklammerten und nun schwebend gehaltenen Gegenstand. Dann hob er den Kopf und rief: „Na, wenn das ein Torpedo ist, so will ich selber lebenslang ein Matjeshering sein!"

„Wie, es ist kein Torpedo?"

„Nein, nur ein altes Kanonenrohr. Es sieht so aus, als hätte es schon einige hundert Jahre drunten auf dem Meeresboden gelegen."

„Thut nichts!" sprach Klaus Jürgens zufrieden. „Altes Eisen ist auch ein guter Handelsartikel. Also nur herauf damit!"

„Nun wieder alle Mann! Hoioho! Ho—ho—hoio—ho!"

Der erbeutete Gegenstand erschien über Wasser und wurde glücklich auf's Verdeck gebracht.

„Das Ding wiegt sicherlich über siebenhundert Kilo," sagte Detlev. „Nun müssen wir die alte Kanone zunächst ein bischen putzen, um sie genauer beschauen und untersuchen zu können."

Das war allerdings sehr nöthig, denn die Kanone war völlig überkrustet von Schlamm, Seepflänzchen, Muscheln, Seesternen und dergleichen Gethier. Alle machten sich an die Arbeit, emsig mit ihren Messern daran herumschabend und kratzend. Allmälig kam eine schöne grüne Patina zum Vorschein.

„Alle Hagel!" rief entzückt der alte Steinfischer. „Das ist ja kein Eisenrost, sondern Grünspan. Die Kanone ist von Kupfer und also viel mehr werth, als wir glaubten."

So war's in der That. Die Kanone — aus Kupfer, oder vielmehr aus sogenanntem Stückmetall, einer Legirung aus zehn Theilen Kupfer und einem Theile Zink bestehend — war von sehr kunstvoller Arbeit, wie man solche in alter Zeit liebte. Zum Theil war sie verziert mit emblematischen Figuren, mit Wappen und dergleichen. Auch die Jahreszahl 1492 war an einer Stelle darauf angebracht.

„Siebenhundert Kilo Kupfer!" sprach schmunzelnd Klaus Jürgens. „Darin steckt ein hübscher Werth. Mein Freund, der Rothgießermeister Ulrich in Kiel, zahlt für's Pfund oder halbe Kilo Kupfer —"

„Vater," unterbrach ihn Detlev, „Du wirst doch hoffentlich nicht diese merkwürdige alte Kanone pfundweise an den Rothgießer verkaufen! Ich denke, wir bieten sie dem Kieler Alterthumsmuseum an; wahrscheinlich erhalten wir dann viel mehr Geld dafür."

„Meiner Treu, Du hast Recht, daran dachte ich nicht sogleich. Ja, dann bekommen wir sie wohl besser bezahlt. Bist Du auch damit einverstanden, Peter? Du bist ja der eigentliche Finder. Wer hätt's gedacht, daß Dein erster Versuch gleich so glücklich ausfallen würde!"

„Mir ist's recht," versetzte Peter. „Wir

verkaufen das Ding natürlich da, wo wir es am besten bezahlt kriegen. Aber vielleicht ist an dieser Stelle noch mehr Werthvolles zu fischen."

„Das glaube ich fast. Es muß drunten ein ungeheuer großer Stein — viel zu groß für unsere Greifzange — stecken. Darauf hat die Kanone gelegen, denn sonst wäre sie sicherlich im Verlaufe so langer Zeit viel tiefer in den Grund gesunken. Wahrscheinlich ist hier vor etwa vierhundert Jahren ein Lübecker oder sonstiges hanseatisches Kriegsschiff gesunken oder in den Grund gebohrt worden. Also liegt da vermuthlich noch mehr von dem alten Schiff."

„Steckt aber wohl zu tief im Grunde oder ist gänzlich darin versunken," meinte Detlev.

„Nein; da, wo die Kanone lag, nahe bei derselben und demnach wohl auch auf dem muthmaßlichen großen Steine, liegt noch ein kleinerer Gegenstand," sagte Peter. „Ich sehe ihn deutlich."

„Vielleicht eine kleinere Kanone."

„Möglich. Jedenfalls wollen wir darnach fischen."

„Jawohl, Peter. Meiner Seele, das wollen wir! Es wird ja doch gewiß der Mühe werth sein."

Das Fahrzeug, obgleich von dem kleinen ausgeworfenen Anker gehalten, war unterdessen doch ein wenig abgetrieben, und so dauerte es geraume Zeit, bis dieselbe Stelle wieder aufgefunden wurde. Peter schaute angestrengt unter dem Schattensegel immerfort in die Tiefe. Endlich rief er: „Da sehe ich das Ding wieder!"

Die Anderen schauten auch darnach, vermochten aber wiederum nicht das zu sehen, was die schärferen Augen des jungen Seemannes erspäht hatten.

Die Greifzange wurde hinabgelassen. Peter lenkte das Hauptau derselben so lange, bis es ihm nach vielen vergeblichen Versuchen endlich glückte, den Gegenstand mit der Zange zu fassen und ihn darin fest zu bekommen. Die im Vergleich mit der früheren diesmal nur leichte Last erschien bald über Wasser.

„Sapperment! Das ist ja eine Kiste!" rief der alte Steinfischer.

„Nur herüber damit!"

Glücklich wurde die geheimnißvolle Kiste geborgen. Sie war etwa zwei Fuß lang, anderthalb Fuß breit und ungefähr einundeinviertel Fuß hoch; der Deckel oben etwas rundlich. Rasch wurden Schlamm und Muscheln abgeschabt und abgekratzt, worauf auch diesmal eine grüne Patina zum Vorschein kam.

„Die Kiste ist also auch von Kupfer," murmelte Peter. „Aber verschlossen!"

„Und das Schloß ganz eingerostet —"

„Schütteln wir sie zuerst einmal tüchtig, um zu sehen, ob überhaupt etwas darin ist."

Peter und Detlev hoben die Kiste empor und schüttelten und rüttelten sie heftig. Da rasselte und ertönte es gar verheißungsvoll wie von Gold- und Silbermünzen.

„Ein Schatz!"

„Peter, Du bist doch wirklich ein ganzer Hauptbaas!" sagte Klaus Jürgens, indem er mit schalkhaftem Respekt seinen alten verwetterten Südwesterhut lüpfte. „Seit vierzig Jahren fische ich Steine in der Ostsee und habe nie etwas Anderes gefunden als solche; Du aber holst gleich beim ersten Versuch Kupfer, Gold und Silber aus der Tiefe. Alle Hochachtung vor Dir!"

„Ganz voll ist die Kiste aber leider doch nicht," rief Detlev bedauernd, „sonst könnte es nicht so darin rasseln, und sie müßte auch viel schwerer sein."

„Zufrieden wollen wir sein mit dem, was wir heute gefischt haben," versetzte sein Vater. „Es wird ja hoffentlich genug darin sein für uns Alle!"

Jetzt wurde ein geeignetes Werkzeug aufgesucht, welches als Brecheisen dienen konnte. Damit und mit Zuhilfenahme eines Hammers gelang es zuletzt, den Deckel von der Kiste abzusprengen, so daß deren Inhalt vor Augen lag.

Etwa neunzig große alte Goldmünzen fanden sie, sogenannte Rosenobel und Portugaleser; dann einige hundert Silbermünzen, alte Thaler und Doppelthaler, Hamburger, Lübecker, Wismarer und Rostocker Gepräges; ferner einige Schmucksachen, darunter besonders eine schwere und lange goldene Ehrenkette, von der Art, womit in alten Zeiten hanseatische Bürgermeister und Rathsherren bei feierlichen Gelegenheiten sich zu schmücken pflegten.

Das an dieser Stelle zu Grunde gegangene alte hanseatische Schiff, wovon die anderen Ueberreste längst vermodert, weggeschwemmt oder in den Meeresboden versunken waren, hatte also wahrscheinlich an Bord einen Lübecker Rathsherrn gehabt, vielleicht einen Diplomaten oder Gesandten; möglicherweise aber konnte der ehemalige Besitzer der kupfernen Geldkiste und der goldenen Ehrenkette auch der Kommandant des Schiffes gewesen sein.

„Nun nach Hause damit!" rief Klaus Jürgens vergnügt. „Am heutigen Glückstage wollen wir uns nicht weiter mit der beschwerlichen Steinfischerei abplagen."

Sie steuerten nach ihrem Stranddorfe zurück, wo ihre frühe Heimkehr Ueberraschung erregte und dann höchsten Jubel bei Katharine und deren Mutter, als diese erfuhren, wie ungeahnt glücklich Peter's erster Versuch als Steinfischer gewesen sei.

Wie bei genauerer Untersuchung durch sachkundige Gelehrte sich herausstellte, war der Schatz sogar noch erheblich werthvoller, als zuerst angenommen worden war. Unter den alten Münzen befanden sich nämlich viele Seltenheiten, die zu sehr hohen Preisen an Sammler verkauft werden konnten.

Eine recht bedeutende Summe wurde daraus gelöst, auch für die alte kupferne Kanone ein guter Preis erzielt.

Die Theilung war einfach. Der gesammte Betrag blieb ja doch sozusagen in der Familie. Ein Drittel erhielt Klaus Jürgens, der dann als Rentier mit seiner guten Martha sich auf's Altentheil setzte. Das zweite Drittel empfingen Detlev und Hans, welche gemeinsam das Steinfischergeschäft fortsetzen wollten.

Das dritte erhielt Peter Reimers, welcher bald mit seiner Katharine Hochzeit machte. Er kaufte dann im Nachbarorte eine einträgliche Fischräucherei, und so wurden die Wünsche der beiden jungen Leute auf ebenso schnelle als unerwartete Weise erfüllt durch Peter's ersten und so überaus glücklichen Versuch als Steinfischer.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Gefangennahme von Jefferson Davis. — Den Präsidenten der Südstaaten, Jefferson Davis, während des amerikanischen Bürgerkriegs gefangen genommen zu haben, rühmen sich Viele, doch scheint nach den Akten des Kriegsdepartements in Washington der Kapitän William Penn Stedman der wirkliche Ergreifer des Flüchtlings gewesen zu sein. Er erzählt in einer Denkschrift den Vorgang in folgender Weise: Am 7. Mai 1865 stand das 4. Kavallerieregiment von Michigan unter Oberst Pritchard in Macon in Georgia und verfolgte von da an lediglich die Aufgabe, Jefferson Davis einzufangen. Wir wußten sehr gut, daß Davis auf seiner Flucht nach dem Süden uns nicht weit voraus sein konnte, indeß hatten wir keine Ahnung davon, welchen Pfad er eingeschlagen haben mochte. Von Macon aus gingen wir in direkt südlicher Richtung nach dem Städtchen Abbeville, wo uns durch einen Neger am 9. Mai die Kunde wurde, daß Davis gerade auf dem Wege nach dem noch südlicher gelegenen Orte Irwinsville sich befinde. Oberst Pritchard wählte sofort die 128 bestberittenen Leute aus, unter denen auch ich mich befand, und wir galopirten in die Dunkelheit hinein, dem erwähnten Orte zu, wobei uns der Neger als Führer auf einem Richtwege diente.

Es war am Morgen des 10. Mai, ganz kurz nach Mitternacht, als wir Irwinsville erreichten, wo uns durch einen anderen Farbigen mitgetheilt wurde, daß einige tausend Schritte vor dem Orte eine Gesellschaft lagere, bei der sich vermuthlich der Flüchtling befinde. Pritchard traf Vorbereitungen, das kleine Lager zu umzingeln, zu welchem Zwecke er nur zwölf Mann, darunter mich, zu Pferde ließ, die Uebrigen mußten absteigen und theils direkt auf den Lagerplatz zumarschiren, theils denselben umgehen und jeden Ausweg von dort abzuschneiden suchen. Wir Zwölf bildeten die Vorhut der ersteren Abtheilung, die, vom Adjutanten Dickerson kommandirt, beim matten Schein des Mondes vorrückte.

Es fiel uns auf, daß wir auf keine Schildwachen stießen; wir wußten noch nicht, daß der Flüchtling sich am Tage vorher von seiner größeren Eskorte getrennt hatte und nur mit persönlichem Gefolge die Flucht fortsetzte. Im geeigneten Augenblick ritten wir Zwölf im Trabe unmittelbar zwischen die Zelte und Wagen hinein, ohne Widerstand zu finden. Bis dahin war Alles in größter Stille betrieben worden; jetzt legten wir uns keinen besonderen Zwang mehr auf. Trotzdem rührte sich Niemand im Lager. Wir rüttelten die unter den Bäumen und Wagen Schlafenden auf und entwaffneten sie ohne Schwierigkeit. Davis mußte in einem der Zelte sein. Da tauchte plötzlich ein Frauenkopf in einer Zeltspalte auf und rief dem nächsthaltenden Soldaten, Namens Munger, zu: „Es sind nur Damen hier drin, und sie kleiden sich eben an. Bitte, kommen Sie nicht herein!" Natürlich gehorchten Munger und die Anderen. Gleich darauf rief dieselbe Stimme: „Wollen Sie unserer farbigen Dienerin gestatten, etwas Wasser zu holen?" Auch dagegen hatten wir nichts einzuwenden. Dann kamen zwei Frauengestalten aus dem Zelte und liefen, Arm in Arm, nach dem Flusse zu; jede hielt in der freien Hand einen Wassereimer. Die eine war unverkennbar eine alte, fette Negerin, während die andere, sehr dünne Gestalt, in einem weiten Frauenmantel und eine Haube über das Gesicht gezogen, mir sogleich verdächtig vorkam. Du willst Dich hängen lassen, wenn das nicht Jefferson Davis ist, dachte ich bei mir. In diesem Augenblick vernahmen wir lebhaftes Feuern in der Richtung, in der sich unsere Späher befanden. Erst glaubten wir, dieselben seien in ein Gefecht mit der Davis'schen Eskorte gerathen, die Sache verhielt sich aber anders. Das erste Wiskonsiner Kavallerieregiment, das gleichfalls den Flüchtling verfolgte, war auf unsere Leute gestoßen, und beide Theile hielten sich für Feinde. Bis der Irrthum aufgeklärt wurde, waren schon einige Mann gefallen.

Mittlerweile fand ich mich plötzlich allein, und ich beschloß, das besagte Pärlein unter Kontrole zu behalten. Ich sprengte gerade vor die Beiden hin und gebot ihnen Halt. Ein Mondstrahl brach durch die Bäume, und ich sah das graue Ende eines Schnurrbartes unter der Haube der Dünnen hervorstehen. „Das ist ja ein nettes Schnurrbärtchen, Tante," bemerkte ich. Davis erwiederte kein Wort. Ich beorderte ihn nach dem Zelte zurück. Hier gab es einen heftigen Auftritt. Oberst Pritchard's Koch, ein Schwede Namens Bee, sprang, als ich ihm sagte, wer die gebeugte Gestalt sei, mit dem Rufe: „Her, Du alter Teufel!" wüthend auf sie zu und riß ihr den Frauenmantel ab. Entrüstet richtete sich Davis hoch auf. In diesem Augenblicke erschien Pritchard und wies Bee zur Ruhe. Da Davis eine Bewegung nach seiner Hüfte zu gemacht hatte, so spannte ich meinen Karabiner. Blitzschnell sprang eine Frau zwischen uns und stieß den Karabiner zur Seite; es war Frau Davis. „Schießt nicht," rief sie, „Mr. Davis ist unbewaffnet!"

Davis war somit unser Gefangener. [v. B.]

Schwachheiten bedeutender Geister. — Elisa v. d. Recke, die langjährige Freundin Tiedge's, des Dichters der „Urania", nöthigt uns durch ihr muthiges Vorgehen gegen Cagliostro, dessen Schwindeleien sie in ihrem Buch über den berühmten Gauner enthüllte, sowie durch die Gefühlstiefe ihrer geistlichen Lieder entschiedene Bewunderung ab, aber kann sich auch der aufrichtigste Verehrer Elisa's eines Lächelns enthalten, wenn er hört, was Tiedge von seiner übereifrigen Pflegerin auszustehen hatte?

Elisa, fast beständig von Krankheit gequält, suchte ihre Zuflucht in allerhand Medikamenten und fühlte

sich bemüßigt, ihren Freund an den ihr dienlich scheinenden Kuren stets theilnehmen zu lassen. Sie gebrauchte kein Säftchen, kein Pülverchen, keinen warmen oder kalten Umschlag, ohne daß Tiedge auch seinen Antheil erhielt, und zwar war Elisa's Kammerfrau Bodijella die Sendbotin, die dem Dichter die heilsamen Grüße der Freifrau überbringen mußte.

Eines Tages, als Tiedge und Elisa sich in einer Gesellschaft befanden, vergaß Bodijella dieser Pflicht, indem sie dem Strickbeutel der Herrin die Pillenschachtel entnahm, Elisa mit zwei stärkenden Kügelchen versah, Tiedge aber nicht damit bedachte. Da legte Elisa ihre feine Hand auf die Pillenschachtel, ehe diese wieder im Strickbeutel verschwinden konnte, und lispelte mahnend, in süßem, bittendem Tone: „O Bodijella — Tiedge auch eine Pille!" —

Friedrich Rückert brachte den Sommer 1818 in Rom zu und erregte dort Aufsehen, ja förmlichen Schrecken durch seine lang und ungebändigt niederwallende Haarfluth, die zu der eben damals auftauchenden sogenannten „deutschen" Tracht untrennbar gehörte. Harmlos, des Eindrucks unbewußt, den er hervorbrachte, wandelte Rückert durch die Straßen Roms. Nach und nach gewöhnten sich selbst die Italiener an die Mähne des Dichters, aber als er einst der Principessa S. begegnete, sah zwar diese Dame über das sonderbare Aussehen des Dichters hinweg, die ihr mit dem Kindchen der Fürstin folgende Amme jedoch rief voller Entsetzen aus: „Simone mago, oimè Simone mago!" (Simon der Zauberer, wehe mir, Simon der Zauberer!) und lief davon, so schnell sie ihre Füße trugen.

Dabei war der Gefürchtete selbst nicht ohne Furcht; seine lebhafte Einbildungskraft zauberte ihm die schrecklichsten Gefahren vor, und namentlich waren es Briganten und giftige Schlangen, vor welchen er ein fortgesetztes Bangen fühlte. —

Adam Oehlenschläger hingegen, der berühmte dänische Dramatiker, hatte eine beständige Angst vor etwa möglichen Ausbrüchen des Vesuvs, die ihm den Aufenthalt in Italien gründlich verleidete. Die Gebrüder Riepenhausen, die bekannten Kupferstecher, machten in den dreißiger Jahren einmal mit Oehlenschläger einen Ausflug nach Tivoli und spielten ihm hierbei einen auf seine Furchtsamkeit zielenden Streich. Sie verabredeten sich mit der Wirthin des Gasthofes in Tivoli, und diese begann plötzlich aufgeregt bald treppauf, treppab, bald im Zimmer umherzulaufen.

Humoristisches.



Für Alles gesorgt.

Heirathsvermittler: Ich halte Ihnen mein Institut auf das Beste empfohlen. Ich habe bereits viele glückliche Ehen vermittelt und bin in der angenehmen Lage, mit Parthien für alle Verhältnisse passend dienen zu können.

Herr: Ich werde wohl von Ihrer Offerte kaum Gebrauch machen, da ich nur aus Sympathie heirathe

Heirathsvermittler: Aus Sympathie — habe ich auch auf Lager!



Wechsel der Dinge.

Hausfrau: Was war das für ein Soldat, mit dem Sie gestern Abend an der Thür standen?

Köchin: Mein Bruder.

Hausfrau: Vor acht Tagen haben Sie mir noch gesagt, Sie hätten gar keinen Bruder.

Köchin: O, in acht Tagen kann sich auch vieles ändern, Madame!

„Was fehlt Ihnen denn, liebe Frau?" fragte Oehlenschläger.

Die Wirthin erklärte angstvoll, ein gewisser gelblich schwefelfahler Ton der Luft deute auf ein nahes Erdbeben hin.

Oehlenschläger erbleichte und fragte mit bebender Stimme, wie man der drohenden Gefahr entrinnen könne.

„Wohl dem, der klettern kann," sagte die Frau; „auf einem hohen Baum ist man immer noch am sichersten."

Während die Wirthin das vorbrachte, hob einer von den Riepenhausens unbemerkt mit dem Knie den Tisch, so daß die Flaschen schwankten. Entsetzt fuhr Oehlenschläger auf und eilte aus dem Hause; die Anwesenden aber hatten vom Fenster aus den ergötzlichen Anblick, wie der beleibte, unbeholfene Mann mit Händen und Füßen eine hohe Pinie umklammerte und hinaufzuklettern versuchte. Mit schwerer Mühe gelang es ihm auch endlich, den Gipfel zu erreichen.

Da saß nun hoch auf der Pinie geduckt und zitternd vor Angst der Dichter, der den Muth so mancher Nordlandsrecken besungen, die Zuckungen der Erde erwartend, welche natürlich ausblieben, und erst nach Stunden war der berühmte Däne zu bewegen, seinen unbequemen Zufluchtsort zu verlassen. [F. P.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 42:
Jedem redlichen Bemühen sei Beharrlichkeit verliehen.

Doppel-Räthsel.

1) Vermittlung, 2) Singspiel, 3) Erica, 4) Drahtseil, 5) Gemeinde, 6) Gebiet, 7) Vetter, 8) Klause, 9) Vormittag, 10) Leibfuchs, 11) Lehrer, 12) Hauptsegel, 13) Mineral, 14) Eingabe, 15) Fürstin, 16) Zinshaus, 17) Klausthal.

Aus jedem dieser Wörter sollen drei aufeinander folgende Buchstaben herausgenommen werden. Die richtige Verbindung dieser Buchstaben ergibt ein Buchstaben-Räthsel, dessen Auflösung gesucht werden soll.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Charade. (Dreisilbig.)

Die Erst' des Menschen Aug' erfreut,
Wenn's sprießet dort und Segen beut.
Zwei-Drei verlockend Manchem winkt,
Wenn's goldhell ihm entgegenblinkt.
Das Ganze schätzet der Soldat,
Solange er gefüllt es hat.

Auflösung folgt in Nr. 44.

Auflösungen von Nr. 42:

des Anagramms: 1) Eisenhut, 2) Harmonika, 3) Rosenheim, 4) Liedertafel, 5) Isabella, 6) Christine, 7) Hadrian, 8) Weinsberg, 9) Artemis, 10) Elephant, 11) Hermine, 12) Rubinstein = Ehrlich währt am längsten;
des Räthsels: Oho-Ehe.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.